

# Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Fräulein Doktor.



## Eines deutschen Minnesängers schönste Stunden.

Original-Märchen von Carl Cassau.

(Schluß.)



Unter den Birkenbüschen aber kniete Ezzelline; sie freute sich wie ein Kind, als es dem Ritter schmeckte, und gerieth in hohes Entzücken, da sie Herrn Walther sein Lieb anstimmen hörte. Mutter Natur hatte Ezzelline ein gutes Gehör gegeben und dazu eine glockenhelle, reine Stimme. Das Lieb Walthers aber drang ihr bis in's Herz; kein Wunder also, daß sie es sogleich behielt. Als nun Herr Walther Wiene machte, im Walde promeniren zu wollen, sprang sie auf und flüchtete wie ein scheues Reh; später schickte sie auch nur Dina und Rupert zum Abräumen, sie selbst verbarz sich im Walde. Am Bache saß nun die Holde unter einem vorspringenden Felsen; wo sich das Wasser seinen Weg über Ries und Gerölle suchte, da sah sie dem murmelnden Bache zu und sang dabei Herrn Walthers Lieb:

„Den deutschen, keuschen Frauen,  
Den'n bring' ich dieses Lied!“

Und eben erschallten die Schlußworte:

„Ich schweif' durch seine Auen  
Und will sein Säng'er sein!“

als gerade Herr Walther oben auf dem überhangenden Felsen stand und rief:

„Wo finde ich die hübsche Nachtigall, die mein Lied so rein nachsingt?“

Todtenstille! — Als aber der Ritter weiter ging und Ezzelline flüchten wollte, da rief Herr Walther: „Halt, halt, holde Jungfrau; erlaubt, daß ich Euch meinen Dank ausspreche!“

Hierauf stand Ezzelline erröthend still und ließ Herrn Walther von der Vogelweibe herankommen.

Aber wie erstaunte der Ritter, als er das außerordentlich schöne Burgfräulein sah. Er fühlte sein Herz beben und kniete vor ihr nieder, sie bittend anschauend, so daß sie die großen blauen Augen verschämt senkte. Nach der Sitte der Zeit mußte sie den Ritter, der ihr auf diese Weise huldigte, aufheben, und that dieses mit so

viel Anstand und Würde, daß Herr Walther ganz entzückt war. Er fühlte schnell sein Herz in Banden und fragte: „Ihr seid vom Hechberg, Dame?“

Ach wie schmeichelte dieses Wort der neunzehnjährigen Ezzelline, welche nie die große und vornehme Welt gesehen.

„Ja, Herr; Ezzelline heiße ich und lebe da oben mit dem Großvater Udo, dem Kaplan, mit Sabine, Dina und Rupert auf der Burg!“

„Nimmt Euer Großvater wohl Gäste auf?“

Sie nickte verschämt, und man sah es ihr an, daß die Aussicht, Herrn Walther als wirklichen Gast der Burg begrüßen zu können, ihr Freude machte.

Dann wandelte er mit ihr auf und ab unter dem hohen Dom, den Buchen und Eichen bildeten, sprach mit ihr von Kaiser Otto IV. und Philipp, vom Wittelsbacher, vom Frieden des Gemüthes, von seinem ruhelosen Leben, von Gott und Ewigkeit, und beide banden sich für alle Zeit an einander.

Als sie für eine kurze Weile von einander schieden, da kullbete sie, daß er ihr den Brautfuß auf die Stirn drückte, und die Finken, Rothkehlchen, Grasmücken, Ammern und Nachtigallen, die das Paar begleitet hatten, sangen das Brautlied dazu, während der Bach eine Murrel-Symphonie rauschte.

„Ade, mein Leben!“

„Ade, theurer Mann!“

Herr Walther kehrte nun mit einem seligen Lächeln auf den Lippen zurück zum Lagerplatz, hieß die Rosse satteln und nach dem Hechberg aufbrechen, worüber der alte Harro und Ulrich von Singenberg gar wunderliche Gesichter schnitten.

Da oben aber spielte sich unterdeß eine wunderliche Scene ab: im kleinen Burggarten unter blühenden Blumen saß der uralte, blinde Ritter Udo von Hechberg und erwartete seine Enkelin Ezzelline. Endlich kam sie.

„Aber Ezzelline,“ rief der Blinde ihr ent-



gegen, „wo bleibst Du? — Ich habe mit Sabine zu Mittag essen müssen und Dein silberhelles Lachen längst entbehrt!“

„Großvater, Großvater,“ rief sie dagegen fröhlich, „ich habe unterdeß einen kostbaren Fisch gefangen!“

„Einen Fisch?“

„Ja, ja, einen Goldfisch!“ rief sie jubelnd aus und warf sich dann weinend an die Brust des Alten, daß ihre Thränen in seinen weißen Bart flossen, und dann beichtete sie ihm alles, alles.

„Herr Waltherus de pasto avium, Kind, sagst Du? — Ja, dann sei Gott Lob und Dank! Der edle Sänger ist treu wie Gold; er soll mir als Sohn willkommen sein!“

Und über eine kleine Weile, da ging täglich ein holdes Paar, gerade wie ein Paar girrender Tauben, fröhlich vom Burgberg in den Wald, und seine Stimmen schallten im Liede zusammen. Ihm folgte aber von Baum zu Baum ein Zug von Meisen, Späzen, Finken, Ammern, Amseln, Grasmücken, die ihre schönsten Lieder sangen, wofür das Pärchen ihnen an bestimmten Plätzen Körner streute. — Wie ihr Schatten war Walther Ezzellinen gefolgt; der alte Udo hatte des Mädchens Hände in die Walthers gelegt und den Bund gesegnet. Dann hatte nach kurzer Zeit der Schlosskaplan die Beiden am Altare verbunden, und nun führten sie ein Götterleben auf der alten Burg.

Da kam Friedrich II. als Kaiser in's Land. An ihn wandte sich durch den schriftkundigen Schlosskaplan der blinde Schlossherr und erbat sich das Leben für Herrn Walther. Und der Kaiser gab's ihm. — Wer war nun glücklicher als der Sänger der deutschen Frauen? —

Und sie begruben den alten Udo; die wilden Weinranken kletterten hoch und höher, seitdem Herr Walther in der Burg wohnte, die Linden wurden größer und größer und die Zahreschwanden. Zwölf mal zwölf kostbare schöne Monate, die nicht zurückzulaufen, vergingen indeß so.

Da strich eines Tages mit einer Bande Flagellanten der Todesengel an der Burg vorbei: eine pestartige Krankheit ergriff Ezzelline, und bald lag sie starr und todt, mit weißen Rosen geschmückt, auf dem Katafalk. Weinend stand die alte Sabine bei ihrem todtten Liebling.

Herrn Walther's Herz aber war mit gestorben mit der kleinen fröhlichen Ezzelline. Ein Kind hatte ihnen Gott versagt, darum war sein Schmerz noch tausendmal größer. Viele Thränen hatte er zuerst geweint, dann versiegte der Thränenborn des Auges, und der Sänger griff zur Harfe, als er die Todtenwache bei der Geliebten selbst that. Da klang es düster durch den Ritteraal, als er intonirte:

„Am Katafalk flammen trübe die Kerzen!  
Zwei lieblich hier verbundene Herzen,  
Die beide in Wonne einander geschlagen,  
O große Noth!  
Die trennt der Tod!  
Wie kömmt' ich den Menschen mein Elend wohl  
Herz, halte aus! klagen?“

Da liegt sie, von Rosen weiß nun umgeben,  
Die schönste der Rosen aus meinem Leben,  
Die Pierde der Frauen im ganzen Land Schwaben!  
Wenn es vorbei  
Des Tag's Turnei  
Ich wollt' an der schönen Blume mich laben.  
Herz, halte aus!

Schon fing an das Haar vor Sorgen zu grauen,  
Als ich erst die Holde sollte erschauen,  
Die konnte mein männliches Alter wohl zieren.  
Der Tod nun brach  
Die Blume jach,  
Die nimmer ich dachte jezt zu verlieren!  
Herz, halte aus!

Mit Lachen zerstreute sie meine Sorgen.  
„Für heute schaff,“ sorge nicht mehr für morgen; —  
So hat einst der Christ seinen Jüngern gerathen! —  
Nimm den Pokal,  
Er stillt die Qual!“  
So munterte sie auf mich zu edelen Thaten.  
Herz, halte aus!

Was hilft nun die Burg mir mit hohen Mauern?  
Ich würde mein Dasein nur drinnen vertrauern!  
Den Dohlen vermach' ich Zimmer und Zinnen.  
Ihr liebes Grab  
Geschmückt ich hab';  
Das andere mögen umgeben die Spinnen!  
Herz, halte aus!

Und hinter mir fällt auf immer das Gitter,  
Fort ziehe ich drum als fahrender Ritter  
Mit Friedrich's Heer gegen die Sarazenen.  
Vielleicht ein Pfeil  
Zum ew'gen Heil  
Verhilft mir, das ist nun mein festigstes Sehnen!  
Herz, lisch dann aus!“

Und wieder eine Weile, da war das Grab im Walde überwölbt mit einem großen Steine, Rosen blühten ringsum und in dem Rande des Steines war den Lieblingen Ezzellinens, den Vögeln, Futter gestreut. Da fraß fröhlich das



gefederte Volk und sang Loblieder auf die Krone der Frauen Schwabens. Zum letztenmale besuchte Herr Walther das Grab, dann blieb Sabine mit Magd, Knecht und Kaplan allein auf der Burg. Ulrich und Harro aber wollten ihren Herrn, der mit Friedrichs II. Heer gegen die Sarazenen nach Palästina zog, nicht verlassen.

Auf dürrer Wüstenlande träumte Walther Nachts nach harter Kriegsarbeit von seiner Ezzelline; bei Sturm und Angriff war er der erste, der seine Brust den feindlichen Pfeilen darbot; aber kein gefiederter Todesbote wollte ihn treffen. Mit Ruhm und Wunden bedeckt und in Begleitung eines Löwen, den er durch seine Lieder gezähmt hatte, kam Herr Walther mit dem Kaiser wieder nach Deutschland zurück. Ezzellinens Grab war das erste Plätzchen, welches er besuchte. Die Burg, auf welcher er so viel Freunden durchlebt bis zum Tage der trübsten Trauer, wollte er nicht sehen, sondern zog ruhelos wie immer an den Hof des Kaisers, um der Lehrer des kaiserlichen Prinzen zu werden. Seines Gönners, des Kaisers, Tod erlebte Herr Walther nicht mehr, obwohl er noch Gelegenheit hatte, seine Stimme zu erheben gegen die Anmaßungen des Papstes, die den tapferen zweiten Friedrich gern zu Schanden gemacht hätten. Auf einer abermaligen Fahrt zum Grabe Ezzellinens erreichte den edlen Sänger unweit Würzburg der schnelle, unerbittliche Tod, der keinen Unterschied macht in der Auswahl seiner Opfer.

Walther von der Vogelweide fühlte sein Ende nahen. Da ließ er sich zum letztenmale die Harfe von der Wand reichen und sang:

„Noch einmal reichet mir das Saitenspiel,  
Daß ich vertrau' ihm meine letzten Klagen!  
Ich habe bald erreicht des Lebens Ziel,  
Und darf von einem großen Glücke sagen,  
Daß hell mein Geist und klar der Seele Blick  
Auf das Vergangne schaut entzückt zurück.“

Noch einmal auch reicht mir den Becher her,  
Gefüllt mit edlem, deutschem, goldnem Weine;  
Mir war mein Leben ja nicht freudenleer,  
Lieb' schloß es ein mit Freundschaft im Vereine.  
Biel Fürsten dient' ich, keiner war Tyrann,  
Und ich bis heut' ein freier deutscher Mann.

Mein Haus verfällt; nicht laß' ich Weib und Kind,  
Ganz einsam schau' ich in die offne Grube,  
Doch wird mein Nam' verlöschen nicht im Wind,  
Ihn zu besetzen wagen wird's kein Bube.  
Für Wahrheit, Recht, Licht, Freiheit trat ich ein!  
Komm nur, o Tod, du sollst willkommen sein!“

Darnach schloß er seine Augen für alle Zeit und wurde nun auf immer mit Ezzellinen vereint. In seinem Grabe aber sangen die Vögel Trauerlieder viele Wochen lang. In seinem Testamente vermachte er seinen Besitz den — Vögeln. Auf seinem Grabstein ordnete er an, sollten vier Löcher gemeißelt sein, worin den Vögeln Krümchen gestreut würden; Rosen sollten das Grab umgeben. Dasselbe bereitete man ihm im sogenannten Lorenzgarten am Kreuzgang des Münsters zu Würzburg. Man hielt auch das Vermächtniß des Ritters bis zum 15. Jahrhundert. Walthers Grabstein lehnt heute noch wohl kenntlich an die Wand des Münsters. Sein Andenken aber wird nie verlöschen bei seinem Volke, denn er war einer der edelsten Söhne Deutschlands.

## Fortunats Söhne.

(Fortsetzung.)



Als Andolosia erwachte, stand der Einsiedler neben ihm. Dieser erquickte den ganz Erschöpften mit Speise und Trank, redete ihm auch hinsichtlich des Hörnerschmuckes liebevoll zu und sagte, daß Gott für jedes Uebel und Gebrechen auch ein Gegenmittel auf Erden wachsen lasse. Darauf nahm der Einsiedler den jungen Mann

bei der Hand und führte ihn zu einem Apfelbaume und sprach: „Da, mein Sohn, nimm und is.“ Andolosia aß von den Äpfeln und — o Wunder! — die Hörner waren verschwunden. Hierauf pflückte Andolosia sowohl von den Äpfeln, welche die Hörner hervortrieben, als von denen, welche sie wieder vertrieben und bat dann den Einsiedler, ihm den Weg zu zeigen, auf welchem er zu dem nächsten bewohnten



Orte gelangen könnte. Da führte ihn der Einsiedler zu einem betretenen Wege und sagte: „Diese Straße führt Dich zu einem Hafen, von wo aus Du Dich nach allen großen Städten des Erdtheils Europa einschiffen kannst.“ Wer war froher als Andolosia! Rüstig schritt er fürbaß und langte nach einem halben Tagemarsche in der Hafenstadt an, wo er sich sofort auf einem nach London segelnden Schiffe als Passagier einschreiben ließ. In London angekommen, verschaffte er sich abermals eine Verkleidung, band auch, damit sein Antlitz ganz unkenntlich würde, einen großen Bart an das Kinn und setzte sich mit seinem Aepfelvorrathe vor die Thür der Kirche, in welcher die Prinzessin Agrippina täglich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Als dann bald darauf die Prinzessin an seinem Plaze vorbeiging, rief er mit verstellter Stimme: „Aepfel von Balfora! Aepfel von Balfora! Drei Goldstücke der Aepfel!“ Solch theures Angebot machte die Prinzessin neugierig und indem sie an Andolosia herantrat, sprach sie: „Wie kommt es, daß die Aepfel so theuer sind?“ Andolosia sprach: „Diese Aepfel sind sehr selten und geben dem, der sie genießt, viel Schönheit und scharfen Verstand.“ Als Agrippina solches hörte, kaufte sie zwei der herrlich anzusehenden Früchte und verspeiste sie daheim in ihrer Kemenate. Als bald schossen Hörner aus ihrem Haupte hervor. Sie besah sich im Spiegel und wollte schier über den gräßlichen Kopfschmuck verzweifeln. Sie packte die Hörner mit beiden Händen und wollte dieselben abreißen. Vergebens! eher hätte sie sich den ganzen Schädel von einander reißen können, als daß die Hörner nur eines Haares Breite von ihrem Standorte gewichen wären. Es währte nicht lange, so glich das ganze königliche Schloß einer Ameisenkolonie, die durch ein ungewöhnliches Ereigniß in die höchste Aufregung versetzt wurde. Alles lief hin und her, Jeder lamentirte, Jeder schrie und

stellte sich ob des unerhörten Ereignisses ungerbig; der Oberhofmedikus wurde gerufen, doch wußte weder er, noch alle anderen Doktoren,



Andolosia und Agrippina im Walde.

die man in der Folge zu Rathe gezogen hatte, Abhilfe zu schaffen. Die Hörner saßen wunderbar fest. Währenddessen hatte Andolosia sich



in das Gewand eines ausländischen Arztes gekleidet und begab sich darauf nach dem königlichen Schlosse, um seine Hilfe anzubieten. Außer den heilbringenden Aepfeln führte er noch allerlei unschädliche, aber leckere Arzeneien bei sich, um als rechter und echter Doktor zu erscheinen. Mit großer Freude vernahm die Königstochter die Nachricht, daß ein ausländischer Arzt ihr helfen wolle, und ließ ihn sofort zu sich in ihr Gemach führen. Mit großer Umständlichkeit befühlte nun Andolosia den Hörnerschmuck der Prinzessin, murmelte allerlei fremde Wörter dabei, ganz so, wie es damals die hochgelehrten Medici zu thun pflegten, verordnete allerlei Salben, so z. B. Affenfett, womit die Hörner eingesalbt werden mußten, ließ auch weiche Lederfächchen über die Hörner ziehen und gab endlich als innerliches Mittel die Hälfte eines Apfels, den er mit Zucker und köstlichen Zimmt bestreut hatte. Darauf nahm die Länge der beiden Hörner um ein Viertel ab und Agrippina versiel in einen tiefen Schlaf. Andolosia bedeutete nun den Kammerfrauen, daß er während der ganzen Kur, insonderheit des Nachts, allein bei der Prinzessin bleiben müsse, um die Wirkung der Heilmittel prüfen zu können (in Wahrheit aber, um nach dem Wünschhüttlein und dem Säckel zu suchen), und schickte so die ganze Bedienung der Prinzessin aus dem Gemache. Nun fing Andolosia an, eifrig Umschau in Kästen und Schränken zu halten, ohne aber dort das Gewünschte aufzufinden. Weil ihm aber bei dem Blicken und Hantiren ein Apfel aus der Tasche gefallen und unter das Bett gekollert war, so nahm er einen Stecken und störte damit unter dem Bette herum, um den Apfel wieder zu erlangen. Durch das Stören kam denn auch richtig der Apfel wieder zum Vorschein, zugleich aber noch ein ganz verstaubter Hut. Hastig griff Andolosia nach dem letztern. Es war sein Wünschhüttlein, welches von der Prinzessin, die seine Kraft nicht kannte, damals bei ihrer wunderbaren Rückkehr unter das Bett geworfen worden und daselbst unbeachtet liegen geblieben war. Wer war froher als Andolosia! Mit Hilfe des Hüttleins konnte es ihm nicht schwer werden auch den Glückssäckel wieder zu erlangen. Er verbarg daher das Kleinod sorgfältig auf seiner Brust.

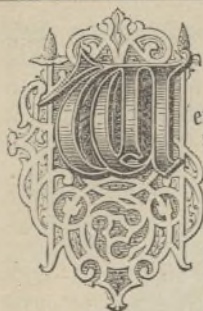
Am zweiten Tage erhielt die Prinzessin wieder einen halben Apfel und die Hörner schwanden bis auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Länge, am dritten Tage wurde wiederum ein halber Apfel verabreicht und von dem Hornschmucke waren nur noch zwei Stummel vorhanden, welche ein wenig aus dem dichten Haar hervorschauten.

Das Verschwindenmachen dieses Hörnerrestes erklärte Andolosia als besonders schwierig und bedürfe er zum Ankauf einer seltenen Arznei eines Beutels voll Goldstücke. Solches Verlangen zu erfüllen, begab sich Agrippina in das Nebenzimmer, nahm den Glückssäckel aus der Truhe, band sich denselben um und begann die verlangte Summe auf den Tisch zu zählen. Das hatte Andolosia nur gewollt. Rasch setzte er sein Hüttlein auf, umfing mit starkem Arm die Königstochter und wünschte sich in einen menschenleeren Wald. Blißschnell waren Beide da. Rasch entledigte sich nun Andolosia seiner Doktormaske und Agrippina erkannte mit Schrecken, wen sie vor sich hatte. Zitternd vor Furcht ließ sie es wortlos geschehen, daß ihr der Säckel abgetrennt wurde, und bat nur um Schonung ihres Lebens. (Siehe die Abbildung.)

Andolosia sagte hierauf: „Das sei ferne von mir, Prinzessin, daß ich Euer Leben antaste, aber weil Ihr mich so schändlich mit süßen Worten bethört und dann bestohlen habt, so sollt Ihr die Hörner, welche Euer Haupt schmücken, als ein Andenken von mir behalten, doch will ich Euch gern wieder zu Vater und Mutter zurückbringen.“ Als Agrippina sah, daß Andolosia keinesfalls zu bewegen war, sie von der Verunstaltung zu befreien, bat dieselbe darum, nicht nach dem königlichen Palaste, sondern nach einem Kloster gebracht zu werden, was denn auch, kraft des Wünschhüttleins, sofort geschah. An der Klosterpforte überreichte Andolosia der gehörnten Prinzessin noch eine namhafte Summe Geldes, welches sie brauchte, um als Nonne aufgenommen werden zu können, und — verschwunden war er. Sein Hüttlein hatte ihn nach vorhergegangnem Geheiß in die reiche Stadt Brügge in Flandern entführt.

(Schluß folgt.)





## Der Bergsphy oder Alpensegler.

Von F. Töpfer.

Wenn wir im Sommer über Feld, oder durch die stille Straße eines Dorfes gehen, nicht kopfhängerisch, sondern dabei fleißig Umschau haltend, so bietet sich uns Gelegenheit, den schnellen Flug der Schwalben, welcher bald pfeilschnell gerade aus, bald im Zickzack hierhin und dorthin gerichtet ist, zu bewundern. Die langen, kräftig entwickelten Flügel befähigen das kleine Geschöpf mit außerordentlicher Schnelligkeit die Luft zu durchsegeln, und der Schwanz, dessen Federn der Vogel in zwei Spitzen zusammenlegen und dann wieder breit auseinander zu spreizen vermag, dient dabei als kräftiges Steueruder, durch dessen Gebrauch die kühnsten Zickzackwendungen ausgeführt werden können.

Noch bedeutender als die Flugkraft der Schwalbe ist diejenige des Alpenseglers. (Der oberste Vogel unseres Bildes.) Der Vogel hat etwa die doppelte Größe einer gewöhnlichen Schwalbe. Die Spannweite der ausgebreiteten Schwingen übertrifft die Körperlänge ungefähr um das Einundeinhalbfache. Der Leib ist schmal, der Schwanz leicht gegabelt, der Kopf seitlich eingedrückt. Die Mundspalte ist bedeutend erweitert und reicht bis hinter das Auge. Der Alpensegler ist ein Kind der rauhen Gebirgsnatur, und nistet vorzugsweise in Felsenspalten. Der Name nennt seine Heimat. In der Schweiz ist der Alpensegler merkwürdiger Weise nicht an die Alpen gebunden, sondern tritt inselartig an einzelnen Kirchthürmen durch die ganze Ebene hin auf. Wie Prof. Haller in Bern berichtet, umflattert der Alpensegler, welcher vom Volksmunde Bergsphy oder auch schlichtweg nur Sphy genannt wird, seit alter Zeit die ehrwürdigen Dome von Bern und Lausanne, die Kirchen von Summiswald und Biel. Man sieht die Sphyre fast nur im Fluge. In kühnen Vogenlinien umkreisen sie ihren Nistplatz. Dabei lassen sie stets ein lärmendes Geschrei hören, das auch selbst beim raschesten Fliegen nicht verstummt. Eigenthümlich sind die kleinen Füße des Vogels. Wohl sind sie mit

scharfen Krallen versehen, so daß dieselben beim Anklammern am Gemäuer treffliche Dienste leisten, aber dabei sind dieselben so schwach, daß sie zum Gehen durchaus nicht genügen. Ruht der Vogel auf irgend einem Fels- oder Mauervorsprunge aus, so legt er sich mit dem Bauche auf, denn, wie schon erwähnt, die kaum aus dem Gefieder hervorragenden Füßchen vermögen den Körper nicht zu tragen. Will der Sphy nach kurzer Rast sich wieder emporzuschwingen, so muß er sich von seinem Ruheplätzchen aus in die Luft herabfallen lassen. Im Nu breitet er seine Schwingen aus und das vorher scheinbar so hilflose Thier ist wieder der unvergleichliche Segler der Klüfte.

Hin und wieder stürzt ein ermüdetes Vogel auf die Erde. Gelingt es ihm dann nicht, sich auf eine Erhöhung zu schieben, von welcher aus er im Stande ist seine Flügel zu entfalten, so muß er liegen bleiben und sich wehrlos greifen lassen. Meistens finden sich auf das klägliche Geschrei eines Gestürzten in kurzer Zeit eine Anzahl seiner Genossen ein, welche nun auf alle Weise bemüht sind, Hilfe zu leisten. In wohl abgemessenem Fluge streifen die Herbeigerufenen in kühnen Wellenlinien an dem Hilfsbedürftigen vorbei und versuchen in regem Wettstreit, denselben durch ihre Schnäbel oder durch ihre Schwingen so hoch in die Luft emporzuheben, daß er Raum gewinnt, von seinen Flügeln Gebrauch zu machen. Was hier bis jetzt von dem Sphy berichtet wurde, genau dasselbe gilt von unserer Thurmschwalbe. Etwas kleiner von Gestalt und dunklerem Gefieder, hat sie dieselben kleinen Füßchen wie der Alpensegler, dieselbe weite Mundöffnung und vermag sich ebenfalls nicht nach einem Sturze auf die Erde wieder emporzuschwingen. Eigenthümlich genug wird diese Schwalbe in Halle a/S. vom Volksmunde mit dem Namen „Thierkater“ belegt. Alpensegler und Thurmschwalbe nähren sich von Insekten und Schmetterlingen aller Art und werden, da sie eine große Menge solchen Gezeifers verzehren, dem Menschen sehr nützlich. Beide kommen erst in vorgerückter Jahreszeit zu uns und sind wiederum fast die ersten



Zugvögel, welche nach Süden fortwandern. Ihre Nester, welche sie kunstlos aus allerlei Lappchen, Faden, Federn u. dergl. in den dunkeln Stellen der Thurm- und Dachböden herrichten (der Alpensegler vielfach in dunkeln Fessenspal-

lässigen reichlichen Fütterung seitens der Alten wachsen ihnen bald die Federn. Das erste Kleid der jungen Vögel ist stets heller als das ihrer Eltern. Sind die Jungen flügge geworden, so werden sie von den Alten herab in die freie



Der Alpensegler und Mauersegler.

ten), werden von ihnen alljährlich wieder benutzt und durch Zutragen neuer Ausstattung vergrößert. Die gelegten zwei bis drei Eier werden von den Alten gemeinschaftlich ausgebrütet. Die Jungen sehen anfangs abschreckend häßlich aus und sind ganz kahl, aber bei der unab-

Luft gestoßen. Im Fallen breiten sie dann ihre Flügel aus und bald können sie dieselben ebenso gut gebrauchen als ihre Eltern. Nur kurze Zeit dauert die Übung, dann umkreisen Jung wie Alt den gemeinsamen Nistplatz im kühnen Wettfluge.



## Der große Geyfir auf Island.

Von L. Bier.

Hoch im Norden von Europa liegt die 1870 Quadratmeilen große Insel Island (Eisland). Der fünfundsiebzigste Grad nördlicher Breite durchschneidet und theilt sie in zwei fast gleiche Stücke. Ihre nördlichsten Enden berührt der Polarkreis. Island wurde schon im Jahre 860 entdeckt und zwar von Normannen, jenen kühnen Bewohnern Norwegens, welche auf ihren Wikingerschiffen zu Abenteuern und Kämpfen auszogen. Als sich wenige Jahre darauf diese kampfesfrohen und beutelustigen Kämpen im Heimatlande nicht mehr wohl fühlten, weil König Harald Schöndhaar mit fester Hand die Zügel der Regierung führte und die Freigebornen nicht mehr nach eigenem Gutdünken schalten und walten ließ, da wanderte eine Anzahl der Unzufriedenen aus und siedelte sich auf Island an. Dies war etwa um's Jahr 875.

Die jetzt ca. 70 000 Seelen zählende Bevölkerung nährt sich von Fischfang, Ackerbau und Viehzucht. Letztere ist bedeutend, denn mehr als eine halbe Million Schafe werden auf die



Der große Geyfir auf Island.



Gefilde der Insel zur Weide getrieben. Rüge gibt es wenig. Als Lastthiere gebraucht man das Pferd und das Renthier. Die Hauptstadt der Insel ist das an ihrer Westseite gelegene Reikiavik. Von hier aus werden Fische, Fleisch, Talg, Wolle, Häute, Federn u. dergl. in den Handel gebracht und dafür Getreide, Mehl, Spirituosen, Reis, Kaffee, Zucker &c. eingekauft. Erst seit 1854 ist der Handel frei. Bis dahin übte die dänische Krone, welcher Island gehört, auf denselben einen unerhörten Druck aus. Die Isländer durften nur ausschließlich an Dänemark ihre Waaren verkaufen und mußten sie für den halben Werth hingeben, umgekehrt waren sie genöthigt, für die eingekaufte Waare den doppelten Preis zu zahlen.

Die ganze Insel ist vulkanischen Ursprungs, d. h. sie ist ein Stück Land, welches einstmals durch unterirdische Gewalten aus dem Meere emporgehoben wurde. Dafür sprechen die noch heute thätigen Vulkane, so wie die vielfach vorkommenden heißen Quellen. Letztere sind nicht selten seeartig erweitert. Längere Zeit verharren sie in Ruhe, plötzlich aber fangen dieselben an zu kochen und lassen unter großem Geräusch mächtige, mit allerlei Schlamm vermischte Wasserstrahlen aufschießen. Die berühmteste vulkanische Springquelle Islands ist der Geysir. (Nestlich von Reikiavik.) „Der Geysir hat sich durch zu Stein gewordene Niederschläge einen kreisrunden Quellberg gebildet, dessen rauhe, durchlöcherzte Oberfläche man mit der Rinde einer alten Eiche verglichen hat. Der Gipfel dieses Hügels ist zu einer schalenartigen Vertiefung von etwa 20 Meter Durchmesser

und 1 Meter Tiefe eingesenkt, in deren Mitte der etwa 3 Meter im Durchmesser breite Quellschacht sich eintieft. Die Riesenfontaine ist gewöhnlich bis an den Rand mit klarem, noch nicht bis zum Siedepunkte erwärmten Wasser gefüllt. Aufsteigende, glänzende Luftblasen deuten auf das geheimnißvolle Weben. Zuweilen setzt dies Spiel sich Tage lang fort, ohne daß ein Ausbruch erfolgt. Steht aber ein solcher bevor, so vernimmt man ein unterirdisches Donnern, die Erde zittert, das Wasser hebt sich, sinkt wieder und große Luftblasen zerplatzen an der Wasseroberfläche. Alles wird wieder still; das Wasser sinkt; dicke Dampfwolken umhüllen die Quelle. Von Zeit zu Zeit wiederholt sich dies in Zwischenräumen, bis das donnerähnliche Getöse plötzlich wieder anhebt, das Wasser anschwimmt, hohe Wogen wirft und wie ein Meerstrudel wirbelt. Dann ist es, als ob die Wasseroberfläche bürste; ein dünner Strahl schießt in die Höhe und löst sich in schimmernden Wasserstaub auf; nun folgt ein neuer Strahl, dann ein dritter, bis alles ringsumher mit Wasserstrahlen erfüllt ist, die theils senkrecht in die Höhe schießen, theils zischend wie Raketen sich nach allen Seiten ausbreiten, während ungeheure Dampfwolken sich übereinander wälzen. Nach Verlauf einiger Minuten vernimmt man wieder einen dumpfen Knall in der Tiefe, ein Strahl steigt empor, höher als irgend ein vorhergehender, — dann tiefe Stille. Die Quelle ist versiegt, und man kann nun in den engen Quellschacht hineinschauen, der sich allmählig wieder füllt.“

Nach Hummel.

### Fräulein Doktor.

Von Cäcilie Mölke.

(Zu dem Bilde Seite 49.)

„Nun kommt einmal, ihr Leute,  
Und seht Klein Frieda an,  
Die ist so klug geworden  
Als wie der klügste Mann,  
Und das ist schnell gekommen,  
— Husch, husch, so über Nacht,  
Hat aus der kleinen Frieda  
Ein Doktor sich gemacht.

Das macht die große Brille,  
Die macht das Auge hell;  
Was einem Beden fehlt,  
Seh' ich nun auf der Stell';  
Das macht die große Haube,  
Die nun mein Haupt bedeckt,  
Und lauter große Gedanken  
In meinem Köpfschen weckt.



Das macht der große Stock auch,  
Auf den ich mich nun stütz';  
Denn stattlich ist mein Gang stets  
Bei dieser großen Hitz';  
So schreit' ich nun bedächtig,  
Er kommt und staunt mich an,  
Denn Ihr habt keine Ahnung  
Was Doktor Frieda kann.

Großmutter wird sich wundern,  
Die glaubt das sicher nicht,  
Daß ihre große Haube  
So gut steht zu Gesicht;  
Respekt wird sie bekommen  
Vor ihrer Enkelin,  
Der gar so viele Weisheit  
Im Köpfchen sitzt drin!"

## Farnkräuter.

Von C. Wiesner.

(Zu dem Bilde Seite 64.)

### I.



er die Farnkräuter noch nicht kennen sollte, der wird recht freundlich gebeten, die Abbildung auf Seite 64 sich anzuschauen. Es wird ihm dabei erinnerlich werden, daß er Farnkraut mit seinen Wedeln schon an feuchten und schattigen Orten gesehen hat. In den dichten Wäldern ist seine Heimstätte, auch im traulichen Garten sucht es sich unter dem Schatten dicht belaubter Bäume einen Wohnort auf. Selbst die Gärtner stellen es absichtlich in den Garten, um damit dunkle Stellen desselben zu zieren. Die Abbildung stellt eine solche Farnanlage vor. Unter Bild a ist der Wurmfarn, b der Königsfarn, c die Ratterzunge, d der Spicant, e die Hirschzunge, f das Engelsfuß (Tüpfelfarn) abgebildet. Betrachten wir uns a, den Wurmfarn, etwas näher.

Er hat fadenförmige, harte, dunkelbraune Wurzeln, welche aus dem Wurzelstocke überall heraustreten. Der Wurzelstock vergrößert sich mit jedem Jahre und wird gleichsam ein in der Erde liegender Stamm, der von rostbraunen Schuppen eingehüllt ist, damit er vor der Kälte des Winters geschützt sei. Auf dem Stamme sitzen eine Menge Wedelstiele und daneben rosettenförmig geordnet die Wedel. Wenn dieselben noch jung und zart sind, dann sind sie wie ein Schneckenhäuschen zusammengerollt und von rostbraunen Schuppen ebenfalls eingehüllt. Bald rollen sie sich auf und werden bis 1 Meter

hoch. An beiden Seiten des nach oben gebogenen Mittelnerve oder Wedelstiels wachsen die Fiedern, weswegen die Blätter gefiedert heißen. Die Fiedern sind gegenüberständig oder auch abwechselnd. Jede Fieder ist wieder aus länglichen Fiederchen zusammengestellt. Sie sind oben stumpf abgesägt und unten häufig zusammenfließend.

Die Wedel sind in der Mitte am breitesten und oben und unten am schmalsten. Werden sie aufgehoben, dann sieht man auf den Fiederchen dunkle Erhöhungen. Unter dem Mikroskop betrachtet, werden dieselben als Fruchthäuschen erkannt, welche eine Menge Sporangien unter einem Häutchen oder Schleierchen umfassen. Diese Sporangien sind blattartige, runde Pflanzentheilschen, die in ihren Zellen kleine Körner oder Sporen haben und an kleinen Stielchen stehen. Sind die Sporen reif, dann öffnen sich die Zellen und die Sporenkörnlein fallen zur Erde.

Von einer Blüthe ist bei den Farnkräutern nirgends die Rede. Es gehören also die Farnkräuter zu den blüthellosen Pflanzen, die auch den Namen „Kryptogamen“ führen. Wer nun meint, daß aus den Sporen neue Farnkräuter wachsen, der irrt. Aus den Sporen bildet sich ein kleines, herzförmiges Blättchen, auf welchem sich an einer Stelle runde Köpfschen (Antheridien) mit Schwärmfäden und auf einer anderen Stelle hohle, leere Köpfschen (Archegonien) bilden. Bald springen die Schwärmfäden aus den Köpfschen in die Archegonien und



jetzt erst beginnen die Fäächchen zu wachsen und schöne, stattliche Farnkräuter zu entwickeln.

Das Wurmfarnkraut wird von den Apothekern zur Bereitung der Wurmpillen gebraucht, welche die Kinder gegen die lästigen Spulwürmer einnehmen. Der Königsfarn, Spicant und das Engelsflüß haben auch Weibel, doch mehr in vereinzelter Zahl und in kleinerer

Gestalt. Die Natterzunge und Hirschzunge haben ungefeierte Blätter und ähneln schon in ihrer Gestalt den Gräsern und übrigen Pflanzen. Doch ist unter ihren Blättern auch der Samen zu finden.

In nächster Nummer werden wir uns noch mit den Farnkräutern der heißen Länder zu beschäftigen haben.

## Die Boers und ihr Land.

Von G. Jaquet.

(Schluß.)



Im Jahre 1806 bemächtigten sich die, damals mit den Holländern (als Bundesgenossen Napoleons I.) im Kriege begriffenen Engländer des Caplandes und erhielten es im Frieden von 1814 förmlich abgetreten. Als bald begannen sie damit, die bisherigen holländischen Einrichtungen bald in diesem, bald in jenem Punkte zu ändern oder aufzuheben und durch englische zu ersetzen. Hierdurch und durch den Schatz, welchen sie der eingebornen afrikanischen Bevölkerung gewährten, welche im Laufe der Zeit in den Stand der Leibeigenschaft herabgedrückt worden war und ziemlich hart behandelt ward — desgleichen auch durch manche parteiische Begünstigung, welche sie der neuen englischen Einwanderung zu Theil werden ließen, — erregten die britischen Behörden im Caplande die stetig steigende Unzufriedenheit der holländischen Colonisten, ganz besonders der Viehboers. Als nun das (bereits in verschiedenen Punkten abgeänderte) altniederländische Gesetzbuch ganz abgeschafft, statt der holländischen Sprache die englische zur amtlichen erklärt und vom Ober-Statthalter verkündet wurde, daß mit dem 1. Januar 1837 die Leibeigenschaft der Hottentotten und Bosjemans, mit dem gleichen Tage 1839 die Sklaverei der Neger ihr Ende erreichen sollte, schlug die Unzufriedenheit der Viehboers zur hellen Flamme empor. Nicht stark genug, um den englischen Eingriffen Ge-

walt entgegensetzen zu können, beschloßen sie — während die Korn- und die Winboers sich, wenn auch widerstrebend, fügten — den Boden, den ihre Väter sich erkämpft und besiedelt hatten, zu verlassen und ein Land aufzusuchen, in welchem sie, frei von der britischen Oberherrschaft, nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter leben könnten.

Im Frühlinge 1835, kurz nach Erlaß der erwähnten statthalterlichen Verkündigung, nahm die (bald massenhaft anwachsende) Auswanderung der Viehbauern ihren Anfang. Mit ihren Heerden (vorwiegend von Rindern), ihre Familien und ihre Habseligkeiten auf Wagen mit sich führend — auch die ihnen ja noch unterstehenden Hottentotten und Neger mit sich nehmend — überschritten sie den Fluß Kaistamma, der damals die Ostgränze des Caplandes bildete, und drangen in das Land der Kaffern ein. Diese sind ein in verschiedene Stämme sich theilendes Urvolk des östlichen Südafrika, in Hautfarbe und Körperform nicht unwesentlich von den Negern verschieden. Hier beschloßen die Boers, eine neue Heimat sich zu gründen; doch nicht in der Nachbarschaft des Caplandes, sondern weiter von der Gränze des englischen Gebietes entfernt. Bis zum Lande der Zulus, des mächtigsten Stammes, vordringend, setzten sie an der sogenannten Weihnachts- oder Natalküste sich fest. Natürlich ging das nicht ohne heftige Kämpfe mit den Zulus ab, in denen die Handvoll Auswanderer, einer zehnfachen Uebermacht gegenüberstehend, Thaten ver-



richtete, welche lebhaft an diejenigen der Schweizer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erinnern.

Raum hatten die Boers festen Fuß an der Weihnachtstafel gefaßt und dort den Freistaat Natal gegründet, so erschien dort (1842) ein kleines, aber gut ausgerüstetes britisches Truppenkorps. Nicht gewillt, sich der ihnen verhassten englischen Herrschaft zu unterwerfen, aber viel zu schwach, gleichzeitig gegen die Zulus und die Engländer Krieg führen zu können, verließ im nächsten Jahre der größte Theil der Boers (nur wenige blieben zurück) Natal. Die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Kette der steilen Kathlamba- oder Drachenberge unter unsäglichen Beschwerden übersteigend und den breiten und reißenden Fluß Ry-Gariep (von ihnen „Baal“ genannt) überschreitend, gelangten die Auswanderer auf eine weite Hochebene, welche von verschiedenen Kafferstämmen durchzogen ward, die an Zahl kaum, an kriegerischer Gesinnung nur wenig den Zulus nachstanden. Eine Reihe von Jahren hindurch mit den ihnen an Zahl erheblich überlegenen Halbwilden sich herum-schlagend, breiteten die Boers sich nach allen Seiten hin immer mehr aus, obwohl es auch nicht an Zeiten fehlte, wo sie von ihren Gegnern sehr in die Enge getrieben wurden. Im Jahre 1848 gaben sie sich eine Verfassung und constituirten sich zu einem Freistaate, dem sie — weil er jenseits (lateinisch: trans) des Flusses Baal gelegen — den Namen der „Transvaalschen Republik“ gaben. Derselbe hat einen Umfang von etwas über 4000 Quadratmeilen, hat also die halbe Größe Schwedens oder etwas mehr als zwei Fünftel des Umfangs des Deutschen Reichs. Auf diesem weiten Raume wohnen aber nur etwa 200 000 Menschen. Nur ein Fünftel davon sind Boers; nicht ganz so groß mag die Anzahl der mit ihnen in das Land gekommenen, jetzt ganz auf dem Fuße unseres Gefindes behandelten, Hottentotten und Neger sein. Reichlich drei Fünftel Aller Bewohner gehören dem kaffrischen Stamme an. Etwa ein Drittel dieser Kaffern ist von den Boers im Laufe der Zeit unterworfen worden, reichlich zwei Drittel aber (namentlich der zahlreiche und kriegerische Stamm der Matébélé) lebten noch in völliger Unabhängigkeit auf dem Gebiete der

Republik; just so, wie zahlreiche kleine, meist noch ganz rohe, Indianerstämme in den Wäldern von Brasilien.

Nahzu dreißig Jahre hatte die Transvaal-Republik bereits bestanden, von den Engländern zwar niemals anerkannt, aber auch nicht befehdet. Da erschien im April 1877 ganz unerwartet — just zu einer Zeit, wo die Boers in einen schweren Krieg mit Matébélé verwickelt waren — eine Verkündigung des General-Statthalters der britischen Besitzungen in Südafrika, in welcher er Transvaal für einen Bestandtheil dieser Besitzungen erklärte. Ein einrückendes kleines Truppenkorps verschaffte dieser Erklärung den erforderlichen Nachdruck. Die von den Kaffern schwer bebrängten Boers vermochten keinen Widerstand zu leisten, sondern unterwarfen sich. Auch später verhielten sie sich ruhig, so lange eben der ihnen vorgesetzte britische Statthalter, mit der bloßen Anerkennung der Oberherrschaft der Königin Viktoria sich begnügend, sie bei ihren Einrichtungen und Gesetzen beließ. Als er aber, im Herbst 1880, diese aufhob und durch englische ersetzte, erhoben sich die Boers in Waffen. Zur Zeit, wo dieses geschrieben ward (Mitte Januar 1881) waren die Engländer fast ganz aus Transvaal verdrängt.

Sind die Boers schon im Allgemeinen ein hochgewachsener, kräftiger und muthiger Menschenschlag, so sind es die Viehboers noch ganz besonders. Diese sind im Transvaal-Gebiete jedoch keineswegs bloß Viehzüchter (wennschon sie dies vorzugsweise sind), sondern treiben auch Ackerbau und mit großem Eifer die Jagd auf wilde Thiere. Es gibt unter ihnen wohl keinen Erwachsenen von weniger als fünf Fuß Höhe, und Männer von zwei Metern ( $6\frac{1}{3}$  Fuß preussisch) sind eben keine Seltenheit. Ihrer Größe entsprechend, sind sie auch kräftig, doch etwas plump gebaut. Die Frauen sind groß und wohlgebildet. Auch sie setzen, gleich den Männern, sich ohne Scheu und Schaden allen Unbilden des Wetters und allen Beschwerden eines häufigen Wanderlebens in den Enden Südafrika's aus.

Wie vorzügliche körperliche, zeichnen auch nicht minder schätzenswerthe geistige Eigenschaften



ten den Transvaal'schen Boer aus. Vor allen ein auch Angesichts der größten Gefahren nicht verzagender Muth, den zu bethätigen es ihm wahrlich nicht an Gelegenheit fehlt. Sodann zeichnen ihn vortheilhaft aus: rege Verwandten- und Vaterlandsliebe, unentwegter Freiheitsinn, innige Religiosität und große Sittenreinheit. Dagegen sind Charakterfehler von ihm: zu großes Festhalten am Hergebrachten und Härte gegen Feinde, die an Grausamkeit streift.

Das von den Boers eroberte Land Transvaal — um schließlich auch von diesem ein paar Worte zu sagen — ist zur Zeit zwar ein nur äußerst spärlich bewohntes, erst zum kleinsten Theile angebautes; aber es ist ein Land, welches

großer Entwicklung fähig ist, sobald nur erst eine zahlreichere und intelligenter Bevölkerung, als die derzeitige, sich eingefunden haben wird. Erfreut es sich doch eines milden und gesunden Klima's, ist es doch reich an Erzeugnissen des Pflanzenreichs, zum Anbau von köstlichen Südfrüchten und von allen europäischen Getreidearten gleich geeignet und dabei äußerst waldreich. Wie eine Fülle von Raubthieren, besitzt Transvaal auch eine kaum minder große von solchen, die zum Wohlstande des Menschen beitragen, und sein Boden birgt reiche mineralische Schätze; selbst an ziemlich ausgedehnten Goldfeldern fehlt es nicht.

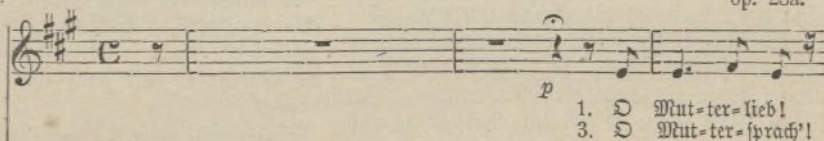
## D Mutterlieb'!

Lied für Sopran mit Pianofortebegleitung. Gedicht und Musik von Josef Gyra.

*Adagio.*

op. 23a.

Sopran.



1. D Mut-ter-lieb!  
3. D Mut-ter-sprach'!

Pianoforte.

1. Dir will ich brin-gen die Gul-di-gung im ho-hen Lieb'! Das Höch-ste nur in  
3. In deinen Klän-gen da lernt ich das Ge-bet des Herrn! In ih-ren rei-zen-



dir be - fin - gen, *p* für das ein Men - schen - herz er - glüht!  
den Ge - sän - gen träum' ich die Hei - math in der Fern'!

*p* *mf* *f*

*Fine.* *p* 2. D Mut - ter - aug! Der See - le Spie - gel! Ein gan - zer  
4. D Mut - ter - thrä - ne! Per - le im - mer aus Mut - ter -

*mf* *Fine.* *p*

2. Him - mel of - fen blickt, wenn du noch Nachts voll Lieb' und Tren - e auf  
4. Freu - de nur her - ab! D Mut - ter - thrä - ne! Träu - le nim - mer auf

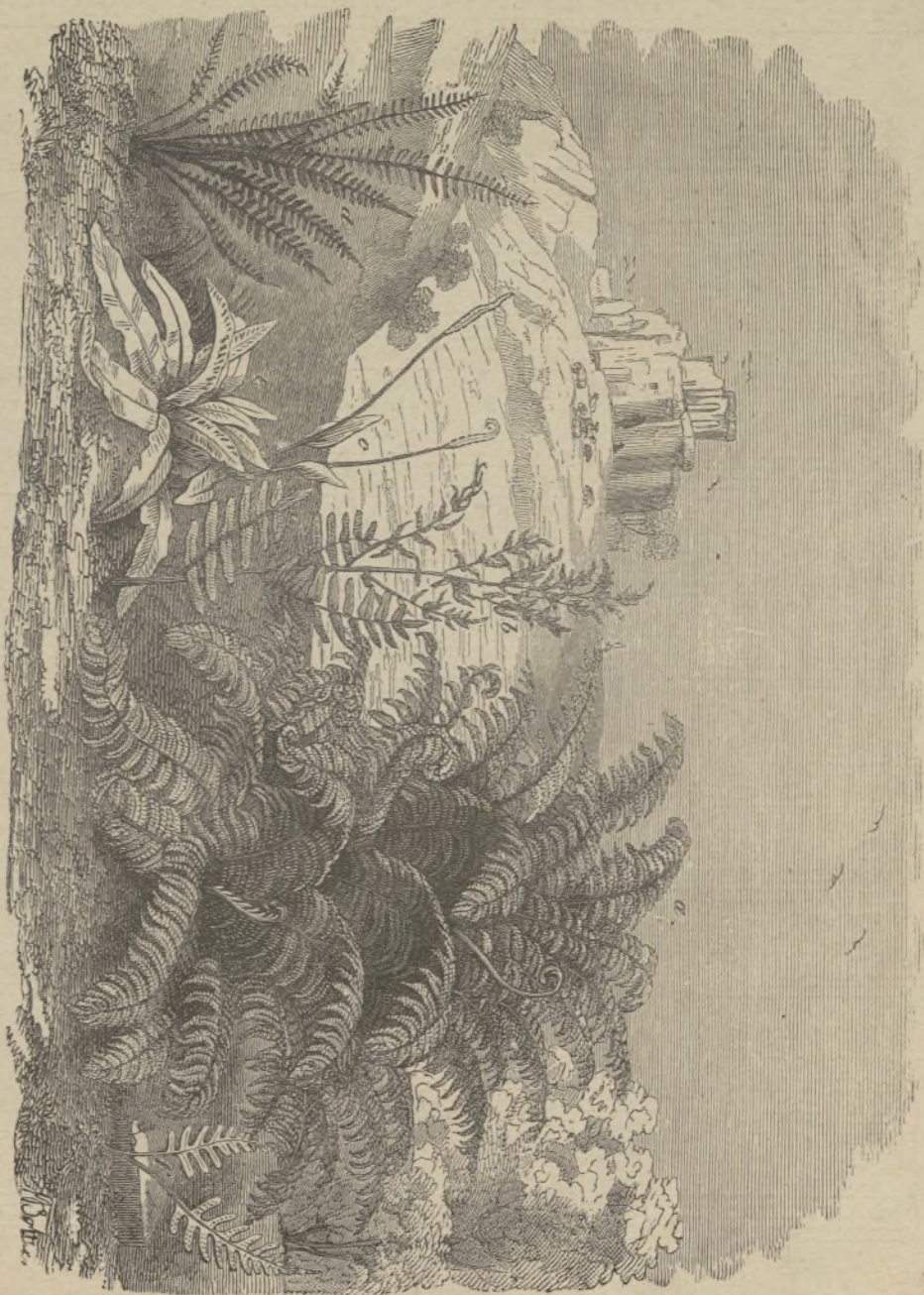
*rit.* Kin - des Wie - ge ruht ent - äßt!  
mei - nes Glü - des frü - hes Grab!

*rit.* *mf* *a tempo.*

Zum Schluß: Vers 1 D. C. al fino.



Farnhüüter. (Siehe Seite 59.)



Redaktion und Verlag: G. Schwetsfche, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetsfche'sche Buchdruckerei in Halle.  
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I-XII der „Illustrirten Zeitung für Kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro  
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.

Ayuntamiento de Madrid